

Zu neuen Ufern

Von Joachim Schüring

Während in Ägypten die Pharaonin Hatschepsut herrschte und bei Nebra die Himmelscheibe vergraben wurde, eroberten Polynesier die unermessliche Inselwelt des Pazifiks. Schließlich landeten sie sogar in Amerika.

BIS HEUTE ERZÄHLEN AUF DER OSTERINSEL DIE ALTEN DEN JUNGEN, wie ihre Urahnen einst übers Meer in die neue Heimat kamen. Es ist die Geschichte von Hau Maka, dem »königlichen Tätowierer« am Hof des mythischen Häuptlings der Insel Hiva. Eines Nachts träumt Hau Maka, dass sein Geist auf Reisen geht und eine neue Heimat für das Oberhaupt findet. Als der König von dem Traum hört, erteilt er den Männern sogleich den Auftrag, die Insel zu suchen. Sie bepacken ihr Kanu mit Yamswurzeln, Süßkartoffeln und anderem Proviant und segeln ins Unge- wisse. Gut einen Monat später landen sie endlich am ersehnten Strand. Rapa Nui, wie das Eiland von seinen Bewohnern später genannt wird, sieht genau so aus, wie es dem Tätowierer im Traum erschienen war.

Natürlich ist die Geschichte von den Urvätern der Osterinsulaner eine Legende. Schriftliche Überlieferungen gibt es nicht – es sei denn, sie finden sich auf den in der Rongorongo-Sprache verfassten »sprechenden Hölzern«. Doch die konnte bis heute niemand entziffern (siehe Abenteuer Archäologie 1/2004, S. 66). Einen wahren Kern könnte die Sage immerhin enthalten. So spricht manches dafür, dass das Hiva jenes sagenhaften Häuptlings in der Inselgruppe der Marquesas im heutigen Französisch-Polynesien lag – dort zumindest kommt der Name heute mehrfach vor. Auch ist die Distanz von da nach Rapa Nui mit einem hochseetauglichen Segelschiff durchaus in den 38 Tagen zu schaffen, die Hau Maka und seine Mannen angeblich benötigten.

Mit der Osterinsel hatten die Polynesier um 500 n. Chr. auch das allerletzte Stück-

chen Land im Pazifik in Besitz genommen – und blickten auf eine rund 35 000 Jahre lange Seefahrertradition zurück.

Ganz am Anfang und ganz im Westen hatten die ersten Jäger und Sammler Südostasiens zunächst den während der Eiszeit niedrigeren Meeresspiegel genutzt und Neuguinea und Australien besiedelt – beide gehörten damals noch zu einem Kontinent: Sahul. Doch auch die Admiralitätsinseln und die Salomonen wurden in jener Zeit bereits in Besitz genommen. Ohne seetüchtige Boote wäre das nicht möglich gewesen. Um 8000 v. Chr. begannen die Kolonialisten bereits Ackerbau zu betreiben. Von Insel zu Insel handelte man mit Gütern wie zum Beispiel Obsidian.

Partout kein Volk von Seefahrern

Gegen 1500 v. Chr. – der Meeresspiegel war längst wieder angestiegen – bekam die melanesische Urbevölkerung Neuguineas Konkurrenz im eigenen Land. Fremde gingen an Land, die aus Taiwan und dem Südosten Chinas stammten. Diese Australonesier waren erfahrene Seeleute und hatten ihre Kanus bereits mit Auslegern versehen, sodass sie gegen Windböen und Wellenschlag viel unempfindlicher waren. So gerüstet erreichten sie rasch die Inseln Melanesiens und bis 1000 v. Chr. schließlich auch Tonga und Samoa. Innerhalb einiger Jahrhunderte hatten sie über eine Distanz von viertausend Kilometern unzählige Inseln in Beschlag genommen.

Zu den wichtigsten archäologischen Zeugnissen dieser raschen Landnahme gehören die typischen Keramiken, die dem Kulturkomplex den Namen Lapita eintrugen (das Wort entspricht der lautmale-

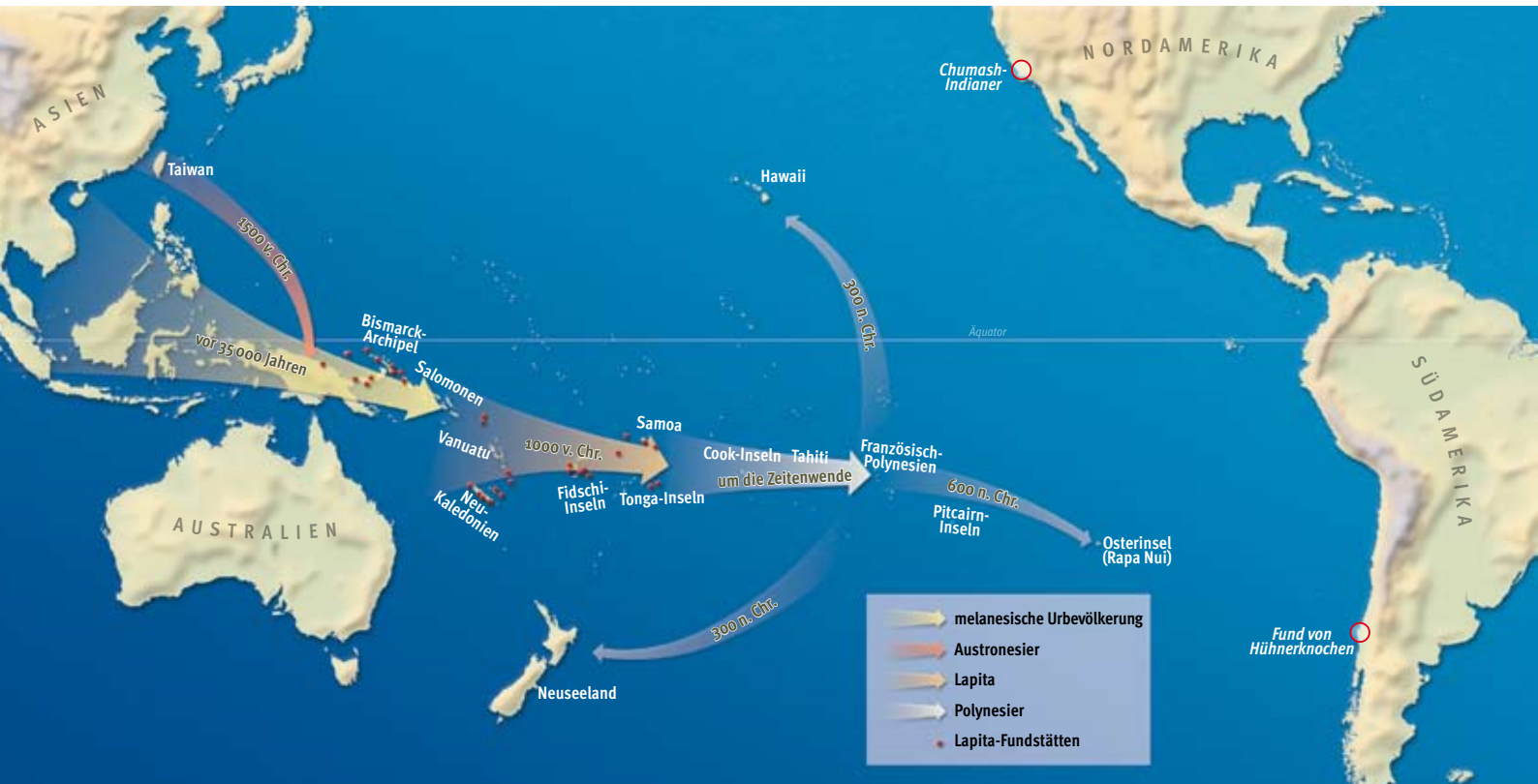
rischen Umsetzung des neukaledonischen Worts *xaapeta*: ein Loch graben). Charakteristisch sind Tonfiguren in Tier- und Menschengestalt sowie Koch- und Vorratsgefäße mit filigranen geometrischen Mustern, die mit kammähnlichen Stempeln aufgebracht wurden. Manche dieser Designs überlebten bis heute und sind etwa als Tätowierungen zu bewundern (siehe Abenteuer Archäologie 1/2006, S. 12).

Ein Blick auf die Karte zeigt, dass für die Fahrt von Tonga und Samoa zum nächsten Ziel – den Cook-Inseln – eine riesige Strecke auf dem offenen Ozean zu überwinden war. Erst einige Jahrhunderte vor Christi Geburt konnten die Schiffbauer große Doppelkanus bauen, die leicht achtzig Passagiere trugen und tausend Kilometer auf offener See zurücklegen konnten. Nun vermochten die Polynesier – die Nachfahren der Lapita-Leute – auch die große Lücke zwischen Samoa und den Cook-Inseln zu überwinden. Als in Europa während der Völkerwanderungszeit germanische und slawische Stämme in den Westen zogen, erreichten die Südseefahrer schließlich alle restlichen Inseln.

Lange mochten viele nicht glauben, dass die augenscheinlich in der Steinzeit verbliebenen Völker in der Lage waren, mit seefahrerischem Geschick die Südsee zu erkunden. Ende der 1950er Jahre etwa wollte der neuseeländische Historiker Andrew Sharp bei den Polynesiern partout nicht an ein »Seefahrervolk« denken. Deren Kanus seien nicht hochseetauglich und ihre Kenntnisse von Navigation bei Weitem nicht ausreichend gewesen. Jede Insel, die weiter als dreihundert Meilen von der anderen entfernt war, so seine Meinung, ►



ALS AUF DER OSTERINSEL
die Bevölkerung wuchs, kam es zu
bürgerkriegsähnlichen Zuständen.
Viele Bewohner flüchteten sich in die
Berge und suchten auf den Gipfeln
Schutz in Festungen.



► sei allenfalls letzte Rettung für verirrte und gestrandete Bootsmannschaften gewesen. Über Jahrhunderte hinweg seien auf diese Weise peu à peu selbst die entferntesten Inseln eingenommen worden.

Sharp war mit seinen Gedanken nicht viel weiter gekommen als die ersten europäischen Entdecker. Ein Volk, welches, wie der französische Forschungsreisende Louis-Antoine de Bougainville 1768 berichtete, »geboren unter dem schönsten Himmel, genährt von den Früchten einer Erde, die fruchtbar ist, ohne kultiviert zu werden« und »keinen anderen Gott als die Liebe kennend«, ohne Kompass, Sextant und Kapitänspatent durch das Weltmeer kreuzte, war schlichtweg unvorstellbar. Der portugiesische Entdecker Pedro Fernández de Quirós (1555–1614) hatte kühn einen »südlichen Kontinent« ersonnen, der sich in grauer Vorzeit von Asien bis tief in den Pazifik erstreckte – und auf dem die Polynesier trockenen Fußes in die neue Heimat gelangten. Andere Europäer unterstellten gar dem lieben Gott, auf jedem Eiland eine eigene Welt erschaffen zu haben: die Südsee als Traum vom verlorenen Paradies.

Ganz ohne Polynesier argumentierte hingegen Thor Heyerdahl. Kurz bevor An-

drew Sharp seine Thesen veröffentlicht hatte, glaubte Heyerdahl mit seinem aus dem leichten Balsaholz zusammengebundenen Floß Kon-Tiki bewiesen zu haben, dass die Urahnen der Inselbewohner niemals von Asien aus gegen den Passatwind nach Osten gesegelt sein konnten – sondern mit Rückenwind aus Südamerika in die Weiten des Pazifiks vorgedrungen waren (siehe Artikel S. 44).

Mit dem Christkind im Rücken

Während die ganze Welt um ihn und seine Crew bangte, blieb ihm die Anerkennung von wissenschaftlicher Seite weitgehend verwehrt. Fragt man heute Ben Finney von der University of Hawaii, einen der führenden Kenner der Region, ob denn Thor Heyerdahl mit seiner Überzeugung ganz sicher falsch lag, verweist er auf die Karte des Pazifiks: »Südamerika und Polynesien trennen Tausende von Meilen offener See. Das Meer südöstlich Asiens hingegen ist voller Inseln.« Anders als die Völker Südamerikas lebten die Polynesier in einem mit Eilanden gesprenkelten Ozean, die so winzig waren, dass ihren Bewohnern nichts übrig blieb, als immer weiterzuziehen. Sie mussten nach neuen Ufern streben.

DIE BESIEDLUNG DER INSELWELT erfolgte in mehreren Phasen. Wenn große Strecken zu überwinden waren, kam es zu langen Verzögerungen. Die Daten beziehen sich auf die Ankunft und werden von den Forschern zum Teil noch diskutiert.

Zu den wenigen, die schon zu Zeiten der großen Entdeckungsfahrten über den Tellerrand imperialistischer Weltanschauung hinausblickten, gehörte James Cook. So war er der erste Europäer, der versuchte, die Sprache seiner Gastgeber zu erlernen. Mit Hilfe seines Lehrers Tupa'ia, den er während seines Besuchs auf Tahiti im Jahr 1769 kennen lernte, erfuhr er viel über die Geschichte der Polynesier: wie sie ihre Boote bauten, Seefahrt trieben, woran sie sich orientierten, wohin sie fuhren. Für den Captain war klar, dass die Tahitianer mit ihren hochseetüchtigen Kanus leicht »zwei- oder dreihundert Meilen« zurücklegen konnten – das entsprach damals einer Entfernung von 1100 bis 1700 Kilometern. Orientieren würden sie sich dabei mit Hilfe von Sonne, Mond und Sternen. Leider hat Cook solchen Gedanken in seinem Tagebuch selten mehr als einige Zeilen gewidmet. Gewiss war er sicher, dass

die versprengten Inseln in dieser unermesslichen Weite von Menschen bewohnt waren, die einen gemeinsamen kulturellen Ursprung hatten. Cook sprach von der »polynesischen Nation«, und dass deren Vorfahren einst gezielt aufbrachen, um eine neue Heimat zu finden.

Was James Cook wie später auch Thor Heyerdahl umtrieb, war die Sache mit dem Wind. Denn wenn in der Seefahrt überhaupt etwas verlässlich war, dann jener Ostwind, der in allen tropischen Seegebieten der Erde beständig nach Westen weht. Undenkbar dagegen anzukreuzen. Was Heyerdahl jedoch nicht wahrhaben wollte, erfuhr James Cook bereits von seinem Sprachlehrer Tupa'ia. Er hatte dem Kapitän der »HMS Endeavour« erzählt, dass die östlichen Passatwinde in der Zeit von November bis Januar nachlassen und von westlichen Winden abgelöst werden. In diesen Zeiten, so Tupa'ia, seien auf den Inseln die Boote klargemacht worden. Tatsächlich ermöglicht dieses alle Jahre wiederkehrende Phänomen am Äquator die Segelei von West nach Ost.

Die Besiedlung des gesamten Pazifikraums erlaubten diese Winde jedoch nicht. Als die polynesischen Seefahrer schließlich die Marquesas, Tuamotus und Australis im heutigen Französisch-Polynesien erreicht hatten, wehten sie so schwach und unzuverlässig, dass ein Weiterkommen unmöglich schien. Zudem fand sich auch nach langen Expeditionen hinter dem Horizont kein neues Land mehr. Ben Finney glaubt denn auch, dass die polynesischen Siedler – nachdem sie die letzten Archipele eingenommen hatten – rund tausend Jahre lang erfolglos große Fahrten nach Südosten unternahmen. Allerdings hätten sie sich auch nach Nord- und Südwesten aufgemacht und Hawaii und Neuseeland gefunden. Die Pitcairninselfn und erst recht Rapa Nui blieben vorerst unentdeckt.

Und doch lockte das unbekanntes Ziel in Richtung der aufgehenden Sonne. Und irgendwann war die richtige Zeit gekommen. Die Rede ist vom El Niño, jenem Wetterphänomen, das hin und wieder zur Weihnachtszeit – deshalb sein Name: das Christkind – heftige Niederschläge und katastrophale Stürme nach Südamerika bringt. Seinen Ursprung hat der El Niño Monate zuvor im westlichen Pazifik, wenn die üblicherweise von Ost nach West strömenden warmen Wassermassen nach Os-

ten zurücklaufen. Damit verbunden sind lang anhaltende und intensive Westwinde, die ab und zu bis weit in den östlichen Pazifik vordringen und mitunter auch bis zur Osterinsel reichen.

Archäologen wie Klimaforscher sind sich darin einig, dass die Bewohner der östlichen Archipele das Phänomen unvermittelt auftretender Westwinde im Lauf der Generationen erkannten und schließlich nutzten. Bestätigt werden sie dabei übrigens auch von Informatikern. Schon in den 1970er Jahren gelang es diesen mit damals noch kruden numerischen Methoden, Schiffe virtuell über den Pazifik segeln zu lassen. Wind- und Wasserströmungen – umgesetzt in ein Netzwerk mathematischer Gleichungen – bestätigten die Vermutung von Archäologen, dass die rasche Ausbreitung über die zentralen Südseearchipele nicht von verirrtten Fi-

»Die Polynesier führten die ganze Welt mit sich.

Kaum ein Volk hat sich jemals so rasch ausgebreitet«

schern bewerkstelligt werden konnte. Letzte Zweifel räumten diejenigen aus, die an Bord nachgebauter Doppelkanus wie der 19 Meter langen »Hokule'a« ohne Instrumente zahllose Fahrten unternahmen – und ans Ziel kamen. Unter anderem auch zur Osterinsel.

Wie die polynesischen Schiffe einst wirklich aussahen, dazu gibt es nur spärliche Überlieferungen. Die europäischen Entdecker des 17. und 18. Jahrhunderts hatten an einer ordentlichen Dokumentation offenbar wenig Interesse. Immerhin gibt es einige Zeichnungen, auf denen mit Segeln versehene Doppelkanus zu sehen sind (Bild S. 38). Sie ähneln dem in einer Petroglyphe auf der Osterinsel.

Zusätzlichen Aufschluss geben Wrackteile alter Boote, die in Neuseeland geborgen wurden. Auf der Insel Huahine, knapp 180 Kilometer westlich von Tahiti, entdeckte Yoshihiko Sinoto vom Bishop Museum in Honolulu die Überreste eines hochseetauglichen Katamarans, der hier vor gut tausend Jahren kurz vor seinem Stapellauf von einem Tsunami unter einer dicken Schlammsschicht begraben worden war. Sinoto schätzt, dass das Boot vom Bug zum Heck 22 Meter maß. Das war kein Schiff zum Fischen und auch keines,

um mit den Nachbarn zu handeln. Ein Fahrzeug dieser Größe konnte leicht einige Dutzend Menschen an Bord nehmen und einige Tonnen Proviant laden: Schweine, Hühner, Hunde, aber auch Ratten und zahlreiche blinde Passagiere wie Geckos oder Schnecken. »Die Polynesier führten die ganze Welt mit sich«, sagt Patrick Kirch von der University of California in Berkeley. »Kaum ein Volk hat sich jemals so rasch ausgebreitet.« Auch Kulturpflanzen brachten sie mit in die neue Heimat. Allein in Hawaii haben Forscher 32 nichtheimische Arten identifiziert. Sie dienten den Neuankömmlingen als Nahrung. Sie machten aber auch Stoffe, Seile und Musikinstrumente aus ihnen.

Die beiden Rumpfe der Boote waren wohl aus ausgehöhlten Baumstämmen gefertigt, die durch eine den Mast und das Segel tragende Plattform miteinander ver-

bunden waren. Metalle waren unbekannt, sodass die ganze Konstruktion von Seilen aus Kokosnusssfasern zusammengehalten wurde. Harze dienten als Klebstoff und Dichtung. Die lederartigen Blätter des in Polynesien weithin verbreiteten Schraubenbaums lieferten das Ausgangsmaterial für die dreieckigen Segel. Die Hochseetüchtigkeit der Boote war durch den Doppelrumpf gewährleistet. Im Gegensatz zu Segelbooten mit einem Rumpf neigten diese sich im Wind viel weniger. Sie nutzten also die Segelfläche viel besser und – wichtiger noch – kippten nicht so leicht um. Für den inselnahen Verkehr nutzen die Polynesier das Prinzip bis heute. Ihre schnellen und wendigen Schiffe verfügen über einen Ausleger. Wie erfolgreich die polynesisches Erfindung war, zeigte übrigens ein Urteil der Organisatoren des America's Cup. Ende der 1980er Jahre verboten sie die Teilnahme von Katamaranen. Gegen sie hatten die herkömmlichen Jachten kaum eine Chance.

Obschon die Polynesier erfahren und für die See gut gerüstet waren, mussten sie dennoch beinahe gänzlich ohne technische Navigationshilfen auskommen. Immerhin gab es schon so etwas wie Seekarten, die aus zusammengebundenen Stäben und ▶



► Muscheln bestanden. Die dokumentierten nicht nur die Positionen bekannter Inseln, sondern auch günstige oder gefährliche Strömungen. Zudem verrät sich eine Insel, lange bevor sie selbst in Sichtweite kam – durch Wolkenformationen, Wellenbewegungen, Treibgut oder Farbe und Temperatur des Wassers. Vermutlich führten die Seeleute auf ihren Booten eigens Vögel mit sich, die sie zu gegebener Zeit frei ließen, um ihnen ans rettende Land zu folgen.

Ann Di Piazza von der Université de Provence in Marseille schätzt, dass die Inseln der Südsee auf diese Weise bereits aus einer Entfernung von rund dreißig Seemeilen, also ungefähr 56 Kilometern wahrnehmbar sind. In vielen Fällen überschneiden sich diese Dreißig-Meilen-Zonen zudem, sodass aus vielen kleinen Inseln gleichsam »eine große« wird.

Abgesehen davon, dass ohnehin nur gut zweitausend der mehr als zehntausend Inseln des Pazifiks bewohnbar sind, bieten auch die größeren Eilande nur beschränkten Lebensraum. Geprägt von der Konkurrenz um die knapp bemessenen Ressourcen bildeten sich in ganz Polynesien hierarchische Strukturen heraus – mit einem Häuptling an der Spitze und einem

Volk, dessen Erträge streng kontrolliert wurden. Als James Cook die Südsee bereiste, lebten vielerorts pro Quadratkilometer bis zu 250 Menschen – mehr als im heutigen Deutschland. Eine Flucht vor den Missständen, die Folge der Übervölkerung waren, kam nicht in Frage, denn die meisten Inseln waren damals schon seit Hunderten von Jahren bewohnt. Immer wieder kam es zu sozialen Unruhen, die ihrerseits von den Mächtigen blutig niedergeschlagen wurden. Auf der Osterinsel flüchteten sich Menschen in unterirdische Höhlen und Festungen (Bild S. 35) – um dort dem Chaos zu entgehen. Nicht selten entdeckten Archäologen auch Hinweise auf Kannibalismus.

Kindstötung als Mittel zum Zweck

Doch es gab auch Ausnahmen, Beispiele, die zeigen, dass die Eingeborenen verstanden, mit den Problemen umzugehen. Die zu den Salomonen gehörende Insel Tikopia etwa, die nicht größer ist als eine deutsche Kleinstadt, vermochte mehrere Jahrhunderte lang bis zu 1700 Bewohner zu ernähren. Wie überall hatten die Menschen auch hier zunächst das Land urbar gemacht, indem sie Wälder rodeten und

IN SEINEN TAGEBÜCHERN

überlieferte der britische Entdecker James Cook wichtige Hinweise auf das Inselleben im Pazifik. Von seiner 3. Südseereise (1776 – 1779) brachte er die Zeichnung eines hawaiianischen Kanus mit (links). Auf Tahiti war er einige Monate zuvor Zeuge eines Menschenopfers geworden (rechts).

in Ackerland umwandelten. Als aber in der Zeit um 900 n. Chr. die Folgen ungebremsten Wachstums offenkundig wurden, waren nicht Krieg und Chaos die Folge. Vielmehr setzte ein kluges Umdenken ein. Zeugnisse aus jener Zeit belegen, dass zunehmend ausgeklügelte Mischplantagen von Obst- und Nussbäumen angelegt und diese nachhaltig bewirtschaftet wurden. Zudem gelang es der Bevölkerung, ihr Wachstum in den Griff zu bekommen – wenngleich mit drastischen Mitteln. Die Kindstötung war weithin das Mittel zum Zweck und stabilisierte die Gemeinschaft, die nach Ansicht von Patrick Kirch »im ganzen Pazifik beispiellos war«.

Ob nachhaltig oder nicht, das Auf und Ab polynesischer Gesellschaften war bestimmt von der über Generationen andau-



ernden Nutzung der Ressourcen. Bei der ursprünglichen Besiedlung der Südsee spielte der Verbrauch von Lebensraum aber keine Rolle. Die rasche Ausbreitung der Lapita-Völker im Westen und der Polynesier im Osten des Pazifiks war nicht Ausdruck der stets aufs Neue ablaufenden Entwicklung von »Besiedlung – Bevölkerungswachstum – Kampf um die Ressourcen – Flucht«, sondern, so Kirch, vor allem Ausdruck familiärer Strukturen. Bis heute gilt in den hierarchischen Stammesgesellschaften Polynesiens vielerorts das Recht der Erstgeborenen. »Wollten jüngere Söhne zu eigenem Besitz kommen, mussten sie ausziehen.« Das Streben nach Wohlstand und Unabhängigkeit trieb sie zu neuen Ufern – und nicht Hunger und Elend.

Dass mit der Einnahme von Rapa Nui die Odyssee der Polynesier noch kein Ende hatte, war in Fachkreisen lange ein Tabu. Als vor einigen Jahren die Linguistin Kathryn Klar von der University of California in Berkeley und der Anthropologe Terry Jones von der California State Polytechnic University in San Luis Obispo postulierten, dass die Polynesier auch in Südkalifornien an Land gegangen sei-

en, erhielten sie von den etablierten Südseeforschern ähnlich scharfen Gegenwind wie seinerzeit Thor Heyerdahl. Den beiden war nicht nur aufgefallen, dass die südkalifornischen Chumash-Indianer ganz ähnliche Kanus bauten wie die Polynesier, sondern sie waren auch davon überzeugt, dass das indianische Wort dafür – *tomolo'o* – seine sprachliche Wurzel im hawaiianischen *kumulaa'au* – nützlicher Baum – hat.

Einkaufen in Südamerika

Zwei Jahre lang bemühten sich Klar und Jones unter dem Titel »The Unthinkable in Western North American Prehistory« um eine Veröffentlichung – ohne Erfolg. Das renommierte Fachblatt »Current Anthropology« etwa lehnte mit der Begründung ab, Jones' und Klars Erkenntnisse stünden in scharfem Gegensatz zur gängigen Lehrmeinung über die Kulturgeschichte einer gut erforschten Region. Schließlich erschien das politisch unkorrekte Papier – unter weniger offensivem Titel – im Jahr 2005 in »American Antiquity«.

Vor einigen Monaten bekamen die beiden Forscher die lang ersehnte Unterstützung. Im südlichen Chile war Elizabeth

Matisoo-Smith von der University of Auckland auf die Überreste von Hühnern gestoßen, die – das belegten DNA-Untersuchungen – sicher nicht von Spaniern und Portugiesen eingeführt wurden. Die südamerikanischen Hühner stammten vielmehr von polynesischen Artgenossen ab. In die Neue Welt gelangte das Geflügel schon im 14. Jahrhundert – mehr als hundert Jahre, bevor Christoph Kolumbus den amerikanischen Kontinent betrat.

Das sind viel versprechende Neuigkeiten – schließlich wäre damit auch ein für alle Mal die Frage vom Tisch, woher denn die überall in Polynesien verbreitete Süßkartoffel stammt. Diese ursprünglich in Amerika heimische Knolle muss nach Ansicht der meisten Forscher an Bord von Booten in die pazifische Inselwelt gelangt sein – im Salzwasser treibend ist sie jedenfalls nach ein paar Tagen nicht mehr keimfähig. Mag sein, dass reisende Polynesier sie vor Ort einkauften. Und mit Hühnern bezahlten. ◀

JOACHIM SCHÜRING ist Redakteur bei Abenteuer Archäologie.
